

Manon – eine Frau kam zu früh

Die Urfeministin der Schweizer Kunst wird mit über 80 Jahren wiederentdeckt. Ihre letzte Ausstellung möchte sie «Brian» widmen.

Daniele Muscionico

Zu spät, «too late» ist mit rotem Lippenstift auf den Spiegel geschrieben, die Handschrift ist akkurat gesetzt. Der Schriftzug ist für alle sichtbar, und niemand passiert ihn ohne Reaktion, der in Winterthur die Ausstellung in der Fotostiftung Schweiz besucht. Und das sind viele in diesen Tagen.

Denn da liegt etwas in der Luft, das Glamour verspricht, Lust und Sinnlichkeit. Man wird empfangen auf einem roten Teppich – ist es denn nicht ein purer Luxus, am Leben zu sein? –, und hörbar verrinnt die Zeit. Eine sprechende Uhr spielt Saalaufsicht. Ihre Stimme hallt bis in die hintersten Winkel. Denn untrennbar mit der Poesie der ausgestellten Fotografien, Installationen und Objekte ist hier die Rede von tiefster Einsamkeit. Ein Frauenleben stellt sich unter Beobachtung, und dieses Leben nähert sich dem Ende.

«Zu spät» sei es für Ruhm und Ehre, meint deshalb die Künstlerin, deren Decknamen längst ein Synonym für die Schönheit des Schmerzes ist: Manon. Ihr Urteil ist das Motto der Ausstellung «Einst war sie <La Dame au crâne rasé>», und es spricht für ihre schonungslose Ehrlichkeit, sich selbst und anderen gegenüber.

Niemals hat die Künstlerin, 1940 in Bern geboren und in St. Gallen aufgewachsen, mit ihren Auftritten und Aktionen jemanden geschont, am wenigsten sich selbst. Nicht, als sie Anfang der siebziger Jahre ihr Schlafzimmer als «Lachsfarbenes Boudoir» in einer Galerie zum Kunstwerk erklärte; nicht, als sie schwule Männer einlud, sich in ein Schaufenster zu stellen; nicht, als sie Zuschauer aufforderte, sich in einem Käfig ihr gegenüberzusetzen und sie als Objekt zu behandeln. Marina Abramovic, im Publikum anwesend und Künstlerin derselben Galerie, die auch Manon vertrat, wurde mit genau derselben Idee Jahre später ein Weltstar.

Domina oder Opfer, Hure oder Heilige?

Genauso wenig meidet Manon das Unangenehme, wenn sie ihren operierten, havarierten Körper in Latex einkleidet und sich als «Frau in Gold» inszeniert. Ob die Person auf dem medizinischen Folterstuhl Verliererin oder Gewinnerin sei, Domina oder Opfer, mag die geneigte Betrachterin entsprechend ihrer eigenen Lebens- und Leidenserfahrung entscheiden. Jedenfalls scheint es, als gewinne die gemachte, die therapierte Frau, indem sie sich fotografiert, die symbolische Kontrolle über ihren Körper und ihre Unabhängigkeit wieder zurück. Bei Manon, dieser Königin der Parodie und der Subversion, ist wohl le-

«Ich habe noch Schubladen voll von Ideen und von noch nie gezeigten Werken. Doch heute habe ich keine Kraft mehr, Neues zu beginnen.»

Manon
Fotografin, Performerin



Wer ist Manon? In ihrem «Selbstporträt in Gold» (2014) inszeniert sie ihren lädierten Körper. Bilder: Manon 2022/ProLitteris



Sinnlichkeit, Lebenslust, auch das ist Manon. Aus der Serie «Hotel Dolores», aufgenommen in einem alten Badener Kurhotel.



Am Anfang stand ihr entweiblichter Schädel. Manon, ein Kind des Punks, war in Paris «La Dame au crâne rasé» 1977/78.

«Ich möchte die Einzelzelle von Brian nachstellen. Das ist Einsamkeit hoch zehn. Wie können Menschen so grausam sein?»

Manon
Fotografin, Performerin

diglich eines unmissverständlich gemeint: Während eines langen Lebens, darin angstbesetzte Jahre, auch psychiatrische Erfahrungen gehörten dazu, die Psychiatrie immerhin schenkte ihr damals die Freundschaft mit Sonja Sekula, hat sie sich selbst – und ihrem Umfeld – das eine nicht verziehen: Frauen werden in der Gesellschaft mit anderen Ellen gemessen als Männer.

Die gemachte Frau macht ihre eigenen Regeln

Doch just aus diesem (biografischen) Unglück entstand ein Werk, das das Thema Freiheit – von weiblichen Klischees und Zuschreibungen – mit einer Kraft umsetzt, die ihresgleichen sucht. Manon hat in der Schweiz, im Zuge von Punk und New Wave, die Gattung Performance miterfunden. Mit ihren künstlerischen Doubles, Selbstinszenierungen und fotografischen Auseinandersetzungen mit Weiblichkeit, Identität und Gender nahm sie vorweg, was erst heute breit thematisiert wird: Was ist das denn eigentlich, eine Frau?

Doch wie gesagt, «too late» steht in Winterthur auf dem Spiegelglas, in dem auch wir uns erkennen sollen. Und es ist ja nicht nur Winterthur, auch das Kunsthaus Zürich widmet der über Achtzigjährigen Anfang April in der Ausstellung «Take care: Kunst und Medizin» viel Raum – und die Einladungskarte soll gar mit einem ihrer Sujets versehen werden.

Doch das Verdikt «zu spät» fällt wiederholt in einem Gespräch mit Manon, nah und vertraut, obwohl sich die Künstlerin als «extrem menschenscheu» bezeichnet: «Die Ausstellung wäre vor zehn Jahren wunderbar gewesen, damals hatte ich noch Energie und Power. Denn ich habe Schubladen voll von Ideen und von noch nie gezeigten Werken. Doch heute habe ich keine Kraft mehr, Neues zu beginnen.»

Kürzlich wurde bei ihr eine seltene unheilbare Augenkrankheit diagnostiziert. Die Operation schlug fehl. Und so lebt sie heute mit 50 Prozent ihrer Sicht im Wissen, dass sie vollständig erblinden wird. Die Frau, die ein Leben lang gegen Ängste kämpfte, leidet seit dieser Diagnose an Depression. Und doch blitzt da etwas auf: «Ich möchte als letzte Ausstellung die Einzelzelle von Brian nachstellen. Das ist Einsamkeit hoch zehn. Wie können Menschen so grausam sein?» Manon, Ausbruchs-künstlerin aus weiblichen Klischees, weiss, was Gefangenschaft heisst.

Winterthur, Fotostiftung Schweiz, bis 29.5. Publikation im Verlag Scheidegger und Spiess. Kunsthaus Zürich: «Take care: Kunst und Medizin», ab 4.4.2022.